



Das Traumhotel

Gran Canaria kämpft in der Pandemie um jeden Urlauber, gleichzeitig kommen immer mehr Geflüchtete an. Rund tausend von ihnen wurden im Viersternehotel Waikiki untergebracht, wo nun zwei Welten aufeinanderprallen

Von Dialika Neufeld, Der Spiegel, 02.01.2021

Bewertung der Urlauberin Teodora auf Booking.com, 5. November: Animation war großartig ... Bügeleisen durfte man gratis nutzen ... Barpersonal war auch tiptopp und bot verschiedene Cocktails an. Das Wasser in der Kinder-Badelandschaft war kälter als im Hauptpool ... Das Fleisch war ein bisschen zu durch (Lamm und Schwein), schwer zu kauen.

Eine Woche nachdem Teodora ihre Hotelbewertung bei Booking.com absetzt, halten vor dem Hotel Servatur Waikiki in Playa del Inglés mehrere Reisebusse mit neuen Gästen. Es ist der Abend des 12. November. Die Anreisenden steigen aus. Sie tragen graue, rote und schwarze Jogginganzüge vom Roten Kreuz und stellen sich in einer Reihe auf. Sie haben keine Rollkoffer dabei wie die Deutschen, Briten und Niederländer, die nebenan im Hotel Riu Papayas einchecken, wo die Palmen mit Lichterketten umwickelt sind. Die neuen Gäste des Waikiki tragen ihr Gepäck in durchsichtigen Plastiktüten. Darin meist ein paar Papiere, ein Handy, viel mehr nicht. Ihre Rucksäcke mussten sie am Hafen in eine Mülltonne werfen. »Alles kontaminiert«, sagte man ihnen.

»Hier erwarten Sie modernes Design und farbenfrohe Zimmer. Das abwechslungsreiche internationale Sport- und Unterhaltungsprogramm sowie der Kinderpool mit Rutschen lässt kleine und große Herzen höherschlagen«, steht in der Hotelbeschreibung der TUI.



Die neuen Gäste haben keine Ahnung, was sie erwartet. Die meisten von ihnen waren noch nie in einem Hotel. Sie stammen aus Marokko, Mali, Guinea, dem Senegal. Sie sind auf offenen Fischerbooten über den Atlantik auf die Insel Gran Canaria gekommen. Die letzten Nächte haben sie auf dem feuchten Boden im Hafen von Arguineguín geschlafen, in einem überfüllten Zeltlager, schräg gegenüber vom Bananenbootverleih. Jetzt sollen sie im Waikiki einchecken, wo die Tiki-Bar neuerdings mit rot-weißem Flatterband abgesperrt ist. Es ist eine merkwürdige Zwischenwelt, die sie an diesem Novembertag betreten.

Frage von Katharina auf Holidaycheck. de: Guten Tag. Ist das Hotel momentan geöffnet? Vielen Dank.

Antwort von Bine: Ja mit ca 1000 Flüchtlingen gefüllt.

Das Waikiki ist ein Themenhotel mit 513 Zimmern. Alles in dieser Anlage schreit »Hawaii«, ein bisschen so, als wäre Gran Canaria nicht exotisch genug für seine europäischen Gäste. »Live aloha« steht in einigen Zimmern über den Betten, das Essen wird im »Kalua Restaurant« serviert, aus dem Kinderplanschbecken »Hula-Hula-Park« ragt ein gigantischer Weißer Hai.

Die neuen Gäste beziehen ihre Zimmer in einem der fünf Bettentürme, sie übernachten zu zweit, manchmal zu dritt. Man darf sie nicht besuchen, Journalisten haben keinen Zutritt. Aber man kann sich vom Alltag im Hotel erzählen lassen und die Bewohner durch ihr Leben in Playa del Inglés begleiten.

Zimmer 435, Omar

Wenn man Omar bittet zu beschreiben, wie sein Leben im Waikiki aussieht, dann sagt er »warte« und schickt Handyvideos, die damit beginnen, wie er im Bad steht und sich mit einer blauen Zahnbürste die Zähne putzt. Er wäscht sich und geht auf den Balkon, um sein Handtuch auf eine Wäscheleine zu hängen. Er sieht dabei aus wie ein Schauspielschüler, der versucht, eine Szene aus dem Urlaub nachzuspielen, aber Urlaub ist das für ihn nicht. Seinen echten Namen und die richtige Zimmernummer



möchte er nicht veröffentlicht sehen, er hat Angst vor Ärger mit den Sicherheitsleuten oder den Behörden. Omar sagt, er habe das Gefühl, er sitze fest.

Über Omars Bett hängt ein abstraktes Gemälde mit viel Gelb, vielleicht eine tropische Blume, und auf seinem Nachttisch liegt seine Umhängetasche, er nimmt sie überallhin mit. Darin sind seine Papiere, ein Bescheid vom spanischen Innenministerium, ein Zertifikat, das bescheinigen soll, dass er als Elektriker gearbeitet hat. Und seine letzten 50 Euro.

Omar ist Mitte zwanzig, ein sanfter Typ, der erst mal kurz eine Nachdenkpause macht, bevor er etwas sagt. Um sein Handgelenk trägt er eines dieser All-inclusive-Armbänder, die man nur mit der Schere wieder abbekommt, darauf steht mit schwarzem Filzstift seine Zimmernummer. Vor knapp drei Wochen ist Omar, nach drei Tagen auf dem Atlantik, im Hafen von Arguineguín angekommen, 16 Kilometer westlich von Playa del Inglés. Die Küstenwache hat ihn und 22 Mitreisende aus dem Meer geholt. Mehr als 8000 Menschen sind wie Omar allein im November auf den Kanaren gestrandet, über 20 000 in diesem Jahr.

Die Pandemie hat auch die Fluchtrouten verändert, Ländergrenzen sind zu, die Menschen wählen zunehmend die gefährlichere Strecke über den Atlantik. Die Zahlen steigen auch, weil Corona den ohnehin schon Armen die letzte Lebensgrundlage raubt, in Mali, dem Senegal und in Mauretanien gibt es keine Milliardenhilfen.

»Sterben müssen wir alle irgendwo«, sagt Omar, Angst habe er nicht gehabt. Im Hafen bekam er einen schwarzen Jogginganzug ausgehändigt, die Uniform der Neuankömmlinge. Er zog sich aus und warf seine eigene Kleidung in eine Tonne. Danach habe er eine Woche lang auf dem Boden geschlafen, ohne fließendes Wasser, die Klamotten waren feucht, das Essen nie ausreichend, vor den wenigen Dixi-Klos, erzählt er, eine ewige Warteschlange.

»Camp der Schande«, nannten die Medien das Aufnahmelager im Hafen. Zwischenzeitlich harrten dort an die 2000 Menschen aus, die Zelte waren nur für 400 vorgesehen. Presseleute kamen, Politiker, Flüchtlingsbeauftragte. Die Bilder von Moria waren noch nicht aus den Köpfen.



Am 15. November betrat Omar zum ersten Mal sein Zimmer im Hawaii-Hotel, ein Doppelzimmer Typ 1, 25 Quadratmeter, zwei Einzelbetten, TV, Bad mit Dusche. Er teilt es mit einem Mitbewohner.

Bewertung von B_rbel_R2013 aus Eckental, Tripadvisor: Sehr schönes Club-Hotel, perfekt geeignet für den Familien-Urlaub, Spitzen-Animation, ... Massage-Angebot/ Wellness vorhanden! ... wir kommen immer wieder gerne! :)

Das Waikiki liegt im Herzen von Playa del Inglés, einem der bekanntesten Touristenorte, wo gleich um die Ecke Rentner Minigolf spielen, Swinger den Swingerklub besuchen können und deutsche Fußballfans im Kölschen Eck ihre Bundesligaspiele verfolgen. Seit sie das Hotel verlassen dürfen, gehen Omar und seine Freunde fast täglich runter zum Hauptstrand. Auf ihrem Weg kommen sie an einem Gay-Resort vorbei, an der Tutti-Frutti-Bar, an den Hotels werden gerade leuchtende deutschsprachige Schriftzüge aufgehängt: »Frohe Weihnachten« steht da.

Zu Hause, in Marokko, sagt Omar, da habe er auch schon mal Hotels wie das Waikiki gesehen, aber nur von außen, einer wie er, sagt er, dürfe da nicht rein.

Einer wie er, damit meint er jemanden, der mit seiner Familie in einer kleinen Wohnung haust, zu elft. Den Grundriss malt er auf einen Zettel und tippt auf ein Quadrat in einer Ecke, »und hier«, sagt er, »habe ich geschlafen«: auf einer Matratze gleich neben dem Kühlschrank. Einer wie er, das ist jemand, der einen Beruf gelernt hat und trotzdem nur von Tag zu Tag lebt. Eine Woche konnte er etwas Geld verdienen, in der nächsten wieder nicht. Und seit Corona wurde es noch schlimmer.

Er sei mal verliebt gewesen, erzählt Omar. Sie wollten heiraten, die Mitgift hätte er vielleicht noch aufreiben können, mit seinen Tagelöhnerjobs als Elektriker, mit dem Motortaxi, das er fuhr. »Aber was für ein Leben hätte ich ihr bieten können?«

Dann sei ein Mann aus einer großen Stadt gekommen, »einer, der alles hatte«, ein Haus, ein Auto. Er hielt um ihre Hand an. Danach habe er sie nie mehr gesehen.

Vom Balkon seines Zimmers aus schaut Omar auf die Nachbartürme des Waikiki, auf Palmen und links den großen Pool, an dem normalerweise die Pauschalurlauber ihre Handtücher auf die Liegen werfen. Im Internet gibt es ein Video von diesem Pool. Ein Gast hat es vor einiger Zeit von seinem Balkon aus gefilmt. Darauf ist zu sehen,



wie es im Waikiki zugeht, wenn das Hotel nicht mit Geflüchteten, sondern Touristen gefüllt ist. Die Urlauber stürmen um acht Uhr morgens die Poollandschaft, um sich die besten Plätze zu reservieren.

Jetzt ist der Pool gesperrt, alles still. Niemand soll sagen können, Migranten würden in Europa in Luxus baden.

Im Netz kursieren längst erste Fakefotos, auf denen zu sehen sein soll, wie Geflüchtete in Hotelpools planschen. Omars Unterbringung ist eine Steilvorlage für jeden rechten Internettroll, für AfDler, die auf ihren Facebook-Seiten genüsslich verbreiten, für Afrikaner gebe es jetzt »Luxusurlaub zum Nulltarif«.

»Dabei will ich nur hier weg«, sagt Omar, »runter von der Insel.« Das Waikiki sei schön. »Aber ich bin nicht gekommen, um in einem schicken Hotel zu wohnen«, sagt er. Alles, was er wolle, sei ein normales Leben, Arbeit, mit der er seiner Familie helfen kann. Er fragt: »Wie kann ich von hier aufs Festland kommen?« Er möchte nach Deutschland, er fürchte, vom Waikiki aus abgeschoben zu werden, bevor er sich überhaupt auf den Weg machen kann.

Bewertung von Karsten Krüger, 5. Dezember, Tripadvisor: Das geht gar nicht! Diese Personen müssen für ihren Aufenthalt nichts bezahlen. Wieso sollte ich also dieses Hotel noch einmal je im Leben kostenpflichtig buchen? Das Hotel muss seinen Namen ändern, am besten in Hotel Asyl International ...

Zimmer 542, Cheikh

Als Erstes möchte er sagen: »Ich bedanke mich bei allen Helfern vom Roten Kreuz. Gran Canaria ist ein guter Ort. Hier leben gute Menschen. Keine Probleme bisher.« Nur Arbeit habe er noch nicht gefunden. Das sei die Frage, die ihm beim Einschlafen im Kopf rumgehe und beim Aufwachen: »Wie finde ich hier einen Job?«

Menschen, die wie Cheikh nicht über Marokko, sondern über die lange Atlantikroute vom Senegal gekommen sind, rund 1500 Kilometer über die offene See, erkennt man schon daran, dass sich ihre Haut vom Körper schält wie nach einem schweren Sonnenbrand, an den Armen, den Beinen. Bei Cheikh löst sich auch die



Hornhaut von den Sohlen ab und hängt unter seinen Füßen wie ein Paar Flipflops. Zwei Wochen lang hätten seine Füße im Salzwasser gestanden, das sich im Boot sammelte, sagt er.

Jetzt ist er auf dem Weg zum Strand, wo er sich oft in den Sand setzt und aufs Meer schaut und wartet.

An Bord der Piroge, die ihn über das Meer brachte, seien 120 Menschen gewesen, erzählt Cheikh. Nach einer Woche war der Proviant aufgebraucht, sagt er, fünf Tage lang habe er nichts gegessen und kaum Wasser getrunken. Am Ende habe er Salzwasser geschluckt.

Auf der Atlantikroute stirbt einer von 16 Menschen, heißt es nach Schätzung der Internationalen Organisation für Migration. Immer wieder findet die Küstenwache verwaiste Boote. Erst im Oktober ist ein senegalesisches Boot verunglückt, an Bord waren 200 Menschen, mindestens 140 von ihnen starben, nachdem an Bord ein Feuer ausgebrochen war. Insgesamt sollen 2020 weit mehr als 500 Menschen gestorben sein. Gott habe ihn beschützt, sagt Cheikh.

Was er wirklich gebrauchen könnte, wäre eine anständige Hose, er laufe auch nach Wochen noch in den Klamotten vom Hafen rum, erzählt er, und man spürt, dass er sich dafür schämt.

Im Waikiki wohnt Cheikh im Turm ganz rechts, dort, wo auch die anderen Menschen aus Ländern südlich der Sahara eingeecheckt wurden, aus Mali, Guinea, Sierra Leone. Die anderen vier Türme sind für Menschen aus Maghreb-Staaten reserviert. Das entspricht in etwa auch dem Verhältnis der Nationalitäten der Menschen, die zurzeit von der Küstenwache aus dem Meer geholt werden.

Die Hotelbewohner sollen ihre Zimmer nur zu den Mahlzeiten verlassen, wenn jemand auf den Fluren rumlungert, erzählen sie, kommen Sicherheitsleute. Gegessen werde in Schichten, Hotelurm für Hotelurm. Zum Frühstück gab es an diesem Tag: Haferbrei, Brötchen, einen Joghurt.

»Ich liebe mein Land, wirklich«, sagt Cheikh, »wenn ich meine Familie ernähren könnte, wäre ich nicht hier.«



Als er sich gestern im Waikiki von einem Mitbewohner das Handy lieh und bei seiner Familie im Senegal anrief, da hätten seine Kinder nicht geweint. Cheikh hat ein Mädchen und einen Jungen, sie sind noch klein, erzählt er, aber sie wissen, warum ihr Vater gegangen ist. Er will auf spanischen oder italienischen Feldern Gemüse pflücken und Geld schicken. »Ich bin bereit, ich kann sofort anfangen«, sagt er.

Bewertung von Claire A., 8. Dezember, Tripadvisor: Nachdem sich die Besitzer dieses Hotels am Menschenmuggel aus Afrika beteiligen ... Nie wieder werde ich hier buchen ... die sogenannten Flüchtlinge sind ausnahmslos junge Männer aus Marokko und der Sahelzone teilweise mit goldketten und fast alle mit neuen Handys.

Auf seinem Weg zum Strand kommt Cheikh aus Senegal durch die Avenida de Tirma an der Apartmentanlage von Tom Smulders vorbei. Sie kennen einander nicht, aber ihre Leben berühren sich.

Smulders ist Holländer, 70 Jahre alt, und Vizepräsident der FEHT, dem Dachverband der Hoteliers, Apartment- und Tourismusbetriebe auf den Kanaren. Er vertritt Hotels, genauso wie Restaurants, Golfanlagen und Spas; eine darbende Branche. Seine eigene Apartmentanlage heißt »Corona Verde«, was in diesen Zeiten ein bisschen klingt wie ausgedacht.

Smulders lebt seit 1976 auf der Insel, ein gut gebräunter Typ in pinkfarbenem Freizeithemd, in seinen Ohren stecken Airpods, weil ständig sein Telefon klingelt. Das hätte auch damit zu tun, dass er als Sprecher der Hotelbranche in den vergangenen Wochen bald 50 Interviews gegeben habe.

Wenn Tom Smulders von Gran Canaria redet, dann sagt er, die Insel sei »ein Paradies« und stimmt ein Lied von Harry Belafonte an: »Island in the Sun«. Er sei in fünf Minuten am Strand, man könne wandern, klettern, FKK machen; alles sei möglich. Aber dieses Jahr habe ihm einfach nur graue Haare beschert. Sein Paradies hat ein paar Dellen bekommen.

Eigentlich ging es schon im Herbst 2019 los, mit der Pleite des Reiseveranstalters Thomas Cook, erzählt Smulders. Dann kam Covid-19, im März hätten dann innerhalb einer Woche rund 200 000 Urlauber die Kanarischen Inseln verlassen müssen, sagt er. Anfang Juni kamen die ersten Touristen wieder. Ende August waren die Kanaren dann



schon wieder auf Rot, »als ich gerade das Gefühl hatte: Jetzt bekommen wir wieder Luft«. Und dann kamen die Geflüchteten.

»Die Bilder vom Hafen waren das Schlimmste. Es war kein humanitärer Empfang«, sagt er, »das war einfach nur noch Chaos.« Die Regierung weigert sich, die Ankömmlinge aufs Festland zu bringen, auch wegen der Sogwirkung, die das angeblich erzeugen könnte. So war nach Lesbos und Lampedusa wieder eine europäische Insel allein. Es gab Proteste. Smulders sagt: »Wir wollen nicht die gleichen Szenen wie in Italien oder Griechenland.«

Am 2. September schickte sein Verband auf Anfrage von Regierung und Rotem Kreuz ein Schreiben an die Hotelbetreiber mit dem Titel: »Unterkunft für Immigranten«. Damit ging es los.

Es dauerte nicht lange, und die ersten Hoteliers meldeten sich. Ihre Häuser standen ohnehin leer. Bald zogen 500 Menschen ins »Vistaflor« ein, eine Apartmentanlage. »Das war ideal«, meint Smulders, etwas abgelegen, keine großen Überschneidungen mit Touristen. Nirgendwo, sagt er, sollte es eine Vermischung von Migranten und Urlaubern geben. Das sei schlecht fürs Image der Insel, vermutet er.

Der Hoteldirektor sei ganz ehrlich gewesen, so Smulders, »der sagte: Mir steht das Wasser bis zum Hals, ich rette auch meinen eigenen Betrieb, indem ich die Leute aufnehme«. Die Regierung zahlt rund 45 Euro pro Bewohner und Nacht. Der Direktor konnte wieder Personal beschäftigen, Lieferanten, den Bäcker.

Inzwischen sei die Lage so, sagt Smulders: Es gebe 145 000 Betten auf der Insel. Weniger als zehn Prozent davon seien mit Touristen belegt. Mehr als vier Prozent mit Migranten, also mit 6000 Menschen.

Smulders erzählt, dass die Reiseveranstalter am Flughafen jetzt von Last-Minute-Gästen manchmal Sätze hören wie: »Fräulein, ich will aber nicht in ein Flüchtlingshotel.« Ansonsten gebe es kaum Konflikte. Nur einmal habe er vermitteln müssen, als Jugendliche, die in einer Apartmentanlage untergebracht waren, regelmäßig auf dem öffentlichen Fußballplatz spielten. Der Platz liegt neben einer Kneipe, wo die kanarischen Väter nachmittags gern Bier trinken, während sie ihren Söhnen beim Kicken zusehen. Ein bisschen fragt man sich, warum sie nicht



zusammen spielen. Aber Smulders organisierte lieber einen weiteren Fußballplatz, »das war die Lösung«, sagt er.

Als die Monate vergingen, der Hafen noch immer nicht geräumt war und im November auch noch das Waikiki seine Entscheidung bekannt gab, rund tausend Menschen aufzunehmen, erzählt Smulders, da sei etwas gekippt. Da sagten viele auf Gran Canaria, das gehe einen Schritt zu weit.

Warum zu weit? Weil es zu nah sei, sagt er, »zu nah«, ruft er fast, mitten im touristischen Zentrum, Hotels nebenan. »Das zerstört doch das Feriengefühl.«

Kurz vor der Erklärung des Waikiki war Gran Canaria gerade wieder zum sicheren Urlaubsziel erklärt worden. Wenn es nicht eine humanitäre Frage wäre, die Menschen anständig unterzubringen, könnte man von schlechtem Timing sprechen. Seit vorvergangenem Wochenende gelten die Kanaren schon wieder als Risikogebiet.

Dass die Liegen in seiner Apartmentanlage leer seien, sagt Smulders noch hinterher, gehe natürlich eindeutig auf das Konto von Corona. Und bisher interessierten sich seine wenigen Gäste nicht für die jungen Männer aus dem Waikiki. Die Angst sei einfach, dass sich das irgendwann ändere.

»Bis zum 31. Dezember sollten alle Migranten aus den Hotels raus sein«, sagt er. Das war die Deadline seines Verbandes, bis dahin, so die Forderung, sollte die Regierung die Unterbringung übernehmen.

Erreicht wurde dieses Ziel nicht. Und wo all die Menschen unterkommen sollen, ist noch immer nicht ganz klar. Auf einem ehemaligen Militärgelände bei Las Palmas hat die Regierung zwar ein Camp mit Zelten hochgezogen, bisher ist dort aber nur Platz für tausend Leute, und Medien berichten auch hier von unwürdigen Zuständen. Angeblich hausen die Bewohner ohne Licht oder Duschen zu 20 Personen in einem Zelt. Weitere Lager seien in Arbeit.

Nach einem Bericht der spanischen »El País« vom 28. Dezember leben auf den Kanaren noch bis zu 7800 Migranten und Geflüchtete in touristischen Einrichtungen. Aus dem Waikiki sind laut Smulders inzwischen die ersten paar Hundert Bewohner ausgezogen, leer ist das Hotel Anfang Januar aber voraussichtlich noch lange nicht. Auch Omar und Cheikh sind noch da.



Bewertung von Hans A., Tripadvisor: ... Wie wird der hygienische Zustand der Matratzen nach dem Gebrauch sein?

Zimmer 801, Ayoub und Nabil

Vor fünf Tagen, als die Corona-Quarantäne vorbei war, gingen Ayoub und Nabil das erste Mal vor die Tür. Seither sind sie jeden Tag ins Meer gesprungen. So wie zu Hause in Marokko, sagen sie, nur seien dort die Wellen höher.

Jetzt hocken sie am Strandaufgang, dort, wo die Touristen ihre Füße unter einer Dusche vom Sand befreien. Hinter ihnen, in der Kneipe Zum Blauen Engel, kippt gerade eine Gruppe Deutscher die nächste Ladung Bier. Sie tragen T-Shirts, auf denen »Eskalationsteam« steht und hinten »Malle Schlauch Kombo«, ein eingetragener Saufverein. Das sei ihm gleich aufgefallen, so Nabil: »Hier ist es ganz normal, dass die Leute Bier oder Whiskey trinken.« Er sagt das nicht wertend, eher staunend wie ein Studienreisender. »Und die Frauen tragen zum Baden keine langen Gewänder«, sagt Ayoub. Wenn die beiden einen Bikini sehen, kichern sie wie Zwölfjährige.

Ayoub ist 16 Jahre alt, zumindest sagt er das, und man will es ihm glauben, ein schwächlicher Junge mit Oberlippenflaum und einem schiefen Lächeln. Nabil ist kräftiger als sein Freund, 17 Jahre alt, einer, der sagt, er werde oft »der Brasilianer« genannt, wegen seines dunkleren Teints, was ihm ganz gut gefalle.

Ayoub und Nabil kennen sich von Kindesbeinen an, ihre ersten Lebensjahre haben sie im selben Slum in der Hafenstadt Ad-Dakhla in der Westsahara verbracht, dann wurde das Viertel plattgemacht, ihre Familien in einen Sozialbau umgesiedelt.

Nabil schiebt sich die Haare aus der Stirn und zeigt eine Narbe zum Beweis ihrer Freundschaft: Die habe er von Ayoub, vom Fußball, als sie klein waren. Ayoub ist Torwart, Nabil Verteidiger. Im Waikiki teilen sie sich das Zimmer. »Passt«, meint Nabil.

Ayoub sagt, er habe immer davon geträumt, Krankenwagenfahrer oder Polizist zu werden. Nabil sagt, sein Traum sei schon immer Europa gewesen.



Aus diesem Europa stellt er regelmäßig neue Storys und Profilbilder auf Facebook ein. Da sieht man dann Nabil auf dem Sofa im Hotelzimmer, Nabil an der Promenade, Nabil im Einkaufszentrum vor einem Weihnachtsbaum, unterlegt mit spanischer Musik. Auf seinem Handy zeigt er ein TikTok-Video, auf dem zu sehen ist, wie ein überfülltes Flüchtlingsboot einen vollen Touristenstrand auf den Kanaren erreicht. Das Video ist schon ein paar Jahre alt, wird aber immer wieder hochgeladen, sagt Nabil. »Guck dir das an«, sagt er. Die Reise nach Europa ist bei den Jüngsten auch ein Social-Media-Ereignis geworden.

Ihre Väter seien Fischer, das Meer, erzählen sie, kennen sie seit ihrem vierten Lebensjahr. Da habe man keine Angst. Ayoub war zweieinhalb Tage mit dem Boot unterwegs, Nabil vier. Auf den Fotos auf ihren Handys sieht es ein bisschen so aus, als wären sie auf Klassenfahrt.

Ayoub schlingt die Arme um seinen Körper, seine Hose ist noch nass. Wechselkleidung hat er nicht, aber eine Plastiktüte, in der er seit gestern seine neuen Schuhe mit sich herumträgt, Sneaker, die er für 25 Euro in einem Touri-Shop gefunden hat. Seine erste größere Anschaffung in Europa.

Das Geld für die Schuhe hat ihm sein Vater von zu Hause geschickt. Ayoub zieht die Schuhe bei jeder Gelegenheit aus der Tüte und zeigt sie allen, die er aus dem Waikiki kennt. Als seine Familie aus Ad-Dakhla anruft, hält er die Schuhe in die Kamera wie einen Schatz, den er auf dieser fernen Insel im Atlantik gehoben hat.

Abends, wenn in den Zimmern des Waikiki nach und nach die Lichter angehen und die jungen Männer von ihren Ausflügen zum Strand zurückkehren, sich am Eingang bei den Wachleuten zum Fiebermessen anstellen und ihre blauen und gelben Hotelarmbänder vorzeigen, kann man die Reaktionen einiger Urlauber beobachten, die am Hotel vorbeigehen: Da ist der alte Mann mit Muskelhemd und Sonnenhut, er schüttelt den Kopf und sagt: »Allet Boatpeople, überall die Boatpeople.« Da sind die zwei Frauen aus Münster, die im Nachbarhotel wohnen und sagen: »Die sind doch alle ganz friedlich.« Das Hotel, in dem sie Urlaub machen, hat den Gebäudeflügel zum Waikiki blockiert, vorsichtshalber.



»Klar habe ich schon gemerkt, dass wir nicht bei allen willkommen sind«, sagt Nabil.

Nach dem Abendessen im Speisesaal Kalua sitzen Nabil und Ayoub auf ihrem Zimmer unter der abstrakten Blume und rufen ihre Mütter an, daheim. Nabil sagt, es reiche, Mamas Stimme zu hören, und schon fange er an zu weinen.

Gestern habe eine Frau vom Roten Kreuz sie beiseitegenommen und gesagt, sie würden bald in eine Unterkunft für Minderjährige umziehen. Das Waikiki sei schön, aber trotzdem: Die beiden freuen sich darauf zu gehen. In der neuen Unterkunft, das haben sie gehört, könne man Fußball spielen und Spanisch lernen.

In seiner Vorstellung, sagt Nabil, kehre er nach Hause zurück wie ein gemachter Mann. Er sehe sich mit einem Auto zurück in seinen Heimatort einfahren. Mit einem VW-Golf, das sei sein Traum, ein wunderbares Auto.

Eine Woche später werden die Bewohner des Waikiki gebeten, das Hotel für 48 Stunden nicht mehr zu verlassen, aus Sicherheitsgründen: Eine Gruppe Rechter war vor einem Hotel in Arguineguín aufgezogen und hatte die dortigen Bewohner beschimpft und bedroht: »Mauren raus!«, riefen sie, »Bastarde!«, solche Dinge.

Der Hafen

Ein Samstagmorgen im Dezember, auf dem Radar der Küstenwache sind wieder Boote zu sehen. Die Polizei hat sich im Hafen von Arguineguín aufgestellt, um die Neuankömmlinge zu empfangen, auch die Helfer vom Roten Kreuz sind jetzt da.

Seit das umstrittene Aufnahmelager, das dreieinhalb Monate an dieser Stelle gestanden hat, aufgelöst wurde, bauen sie es für jede Ankunft neu auf und danach wieder ab, Nacht für Nacht, Morgen für Morgen.

Um 9.45 Uhr läuft das Schiff der Küstenwache ein. An Bord rund 80 Männer aus dem Maghreb, wenige Frauen, auch ein paar Kinder sind dabei. Sie wirken erschöpft, manche verunsichert, andere machen Selfies. Da ist auch ein kleines Mädchen, drei Jahre alt vielleicht, es trägt Zöpfe auf dem Kopf und zerlöchernte blaue Socken an den Füßen. Schuhe hat es nicht. Die Helfer legen ihm eine Decke um. Während seine



Mutter sich im Zelt ausziehen muss, blinzelt das Kind durch einen Spalt an der Seite hinaus in sein neues Leben.

Da steht ein älteres deutsches Touristenpaar an der Absperrung, Johanna und Jürgen aus Stuttgart. Jürgen trägt Strohhut. Die beiden haben sich schräg gegenüber in einem der großen Hotels eingemietet. »Wir haben das vom Zimmer aus gesehen, wie die hier ankommen, und da dachten wir, wir gucken mal.« Sonst sehe man so was ja nur im Fernsehen, sagt der Mann.